

Heinz Czechowski

Im Nachdenken über den Beitrag, den er in das Ensemble der Literatur, in die Lebensverständigung durch Literatur einbringen kann, hat Heinz Czechowski (geb. 1935) für sich die Maxime gefunden:

Was ich, um das große Wort zu Hilfe zu nehmen, als meinen Auftrag oder als poetische Konfession empfinde: die Momente, da die Dinge mich berühren, betreffen, mich angehen [...] immer als Schnittpunkte zu begreifen und zu fixieren, an denen die Elemente des gewesenen und gegebenen Lebens sich kreuzen. Diese Zusammenstöße, das ist das Erlebnis und zugleich die Mitteilung [...]. [(1) Christel und Walfried Hartinger: „Gespräch mit Heinz Czechowski“. In: H. C.: Ich, beispielsweise. Leipzig 1982, S. 121]

Diese Formel faßt die Art der lyrischen Aneignung von Wirklichkeit, aber auch eine grundsätzliche Haltung zu ihr, der Autor erweitert daher auch den Gedankengang:

Da ich jetzt hier zu leben habe, gern aber an vielen Orten, zu vielen Zeiten leben würde, möchte ich diese Erfahrung immer wieder machen, ich betone: diese Erfahrung, wie sich die Dinge in uns stoßen, nicht im Raum, wie Schiller sagt, in uns. [(2) Ebd.]

Auf die Frage nach solchen prägenden Zusammenstößen antwortete Heinz Czechowski:

[...] seit ich schreibe, wirkt dies über zwei Komponenten: über die Wirklichkeit, aber auch über die Literatur, die Kunst, und ich würde beides in ihrer Einwirkung nicht trennen. Literatur hat mir das Wahrnehmen von Realität geschärft, mich diese intensiver beachten lassen als in der Zeit, da ich Dichtung eigentlich nicht kannte [...]. [(3) Ebd., S. 117]

So geartete poetische Intention bedarf eines weiten Erfahrungs- und Wissenshorizontes: Der Dichter muß, im Sinne Georg Maurers, wissen, „was die Menschen – und nicht nur die Dichter – bisher an den Dingen gesehen, gefühlt, geschmeckt, gerochen, aus ihnen heraus gehört haben“, wenn er den eigenen Reflex kennzeichnen will. Daher ist bei diesem Autor nicht nur ein längerer Reifevorgang zu beobachten, auch der Einsatz vielfältiger literarischer Verfahren – Essay, Prosa, Nachdichtung, Herausgabe – ist zu beachten, der ihm die Möglichkeit bot, das Spektrum aktiver Weltbeziehungen durch die der Vorgänger und Zeitgenossen zu komplettieren und sie für die eigene poetische Produktion ins Spiel zu bringen. Das in dem Band *Was mich betrifft* (1982) enthaltene Gedicht „Abendblatt“ ist für den Lyriker Heinz Czechowski besonders aufschlußreich: für seine spezifische Arbeits- und Mitteilungsweise, die ihn vorrangig bewegenden Fragen, die charakteristische Relation zwischen vordergründigen Erlebnisräumen und hintergründigem Lebensprozeß. Die erste, zur zweiten sich umbrechende Verszeile dieses Textes verrät unmittelbar, was zum lyrischen Sprechen veranlaßt:

*Es kann ja nicht wahr sein, aber
Es stimmt: daß der Himmel
An manchen Tagen großartig ist, hier
Über der Neustadt: schönste Fernsicht
Über die Dächer hinweg [...]. [(4) Heinz Czechowski: Was mich betrifft. Halle/Leipzig 1982, S. 14]*

Die zufällig wahrgenommene Veränderung im gewohnten Anblick provoziert die lyrische Gestalt so nachhaltig, daß sie sich gedrängt fühlt, sie – zunächst scheinbar ziellos – zu beschreiben:

*[...] schönste Fernsicht
Über die Dächer hinweg, Konturen,
Der Harz, davor*

*Die Halden von Hettstedt und Mansfeld,
Oder, in nördlicher Richtung:
Der Petersberg (von Goethe bestiegen), dahinter
Die Zuckerrübensteppe von Anhalt,
Ein paar Silos darin, Betonungeheuer,
Ähnlich dem Mischfutterwerk,
Das die Aussicht auf Querfurt verstellt. [(5) Ebd.]*

Dieser Ausblick ist offensichtlich überraschend weil sich dem Betrachter gewöhnlich, inmitten der „Wohnverliese“, ein attraktives Panorama an Farben und Strukturen und Perspektive nicht bietet; in diesem Moment aber, bei günstigem Wetter und Licht, entdeckt er, auf dem erhöhten Standpunkt der oberen Etagen stehend, für sich überraschend:

*Also auch hier von den Dächern
Der Wohnverliese: eine konkrete
Mannigfaltigkeit, nicht zu verwechseln
Mit dem Leben, das weitergeht,
Trotzdem und trotzdem und obwohl
Jede Stunde aus allen
Radiolautsprechern das Säbelrasseln ertönt
Und täglich
Ein neues Damoklesschwert
Über unsere Köpfe gehängt wird. [(6) Ebd.]*

Der vierte Doppelpunkt in der spontan begonnenen Rede läßt uns vernehmen: der Gedanke bemächtigt sich des Bildes, die Erwägung setzt die Betrachtung in Gang, der gelegentliche Eindruck bringt beständigere Ansichten über die Wirklichkeit zur Sprache. Jetzt in den Sinn kommende, aber bereitstehende Feststellungen lassen die lyrische Gestalt die Dissonanz zwischen der schönen Ansicht der Landschaft, ihrer „konkreten Mannigfaltigkeit“, dem lebendigen „Weitergehen“ des Lebens und der täglich präsent gemachten Bedrohung all dessen schmerzlich empfinden. Die innere Debatte hält sich nicht mehr zurück: der Betrachter muß von einem Geschehen innerhalb des überschauten Landes sprechen, das ihn offensichtlich schon lange und drückend beunruhigt, so, daß er es mit bitterer Treffsicherheit personifiziert:

*Mein Gott, und der Beton
Frißt sich weiter und weiter
In die Altstadt hinein:
In die Abrißviertel der Leute,
Die von der gestundeten Zeit reden,
Um zu vertauschen Außenaborn und Rattenplage
Gegen Dusche mit Innenklosett. Dazwischen
Steht schwarz noch und schweiget
Der Rote Turm [...] [(7) Ebd.]*

Schon jene Klammer zum Petersberg („von Goethe bestiegen“) machte darauf aufmerksam, daß wir einen kulturgeschichtlich Kundigen hören; das Bild des „schwarz noch und schweigend“ stehenden „Roten Turms“, überkommene Liedzeilen variierend, verstärkt die Vorstellung, daß er diesen Prozeß zunehmenden Zivilisationswohlstandes von weither kommen sieht und um den „Preis“ – die Reduzierung, das Verschwinden alter kultureller Werte – weiß. Er beklagt dies aber nicht in elegischer Pose, er bekennt

realistischen Gesichtssinn:

[...]

Alles

Hat seinen Preis, auch der Fortschritt.

Ich zieh einen Schlußstrich

Unter alle Philosophie:

Denn der altehrwürdige Dom

Zerfällt sowieso, und die Türme

Von St. Marien werden vielleicht eines Tages

Nur noch auf einem Bild

Von Feininger konserviert sein.

Mit solchen Gedanken, mein Freund,

Schläft sich gut ein [...] [(8) Ebd., S. 14f.]

Eine tiefer lotende Besorgnis jedoch, ein Mißtrauen gegen zu sicher gesetzten humanen Gewinn durch diesen Fortschritt – solche Landschaftsveränderung, solche perfektere Lebensweise – lassen sich in ihm durch jenen vernünftigen Schluß nicht beschwichtigen:

[...] *Wo aber*

Werden wir eines Tages erwachen? [(9) Ebd.]

Diese kulturgeschichtlich im engeren, geschichtsphilosophisch im weiteren Sinne bestimmte Problematik wird im literarischen Schaffen Heinz Czechowskis in den letzten Jahren eindringlich modifiziert. Auch die sprachlich-gestische Kontur der lyrischen Gestalt in „Abendblatt“ – das Hinüber-Reden der zunächst nicht-beschwerten Wahrnehmung in die betroffene, erschrockene Erwägung, der arglosen Beobachtung in die rückhaltlose Warnung – ist für die Dichtung der jüngsten Zeit charakteristisch. Und jenes den Anblick zuvorderst durchschauende Erörtern der dahinterliegenden Lebensschichten vollzieht sich in dieser Phase (Ansätze dazu gibt es seit dem ersten Band) vor allem über den geographisch-landschaftlichen Einzugsbereich, wie er mit den sächsisch-anhaltinischen Gegenden um Halle, Leipzig und Dresden abzustecken wäre.

Von der gegenwärtigen Werkstrecke aus betrachtet, lassen sich das einzelne Gedicht wie der Charakter des Czechowskischen Werkes insgesamt nicht mehr außerhalb einer werkgenetischen Optik beleuchten; in Kenntnis der vorliegenden vier Lyrikbände und des im *Reclam-Verlag* veröffentlichten Auswahlbandes verstehen wir die ersten Versuche im Lichte der späteren, in diesen aber suchen wir entweder noch immer vorhandene frühere Elemente, oder wir bemerken, daß sie getilgt, überwunden wurden. Ein werkgeschichtlich-vergleichendes Vorgehen stellt sich als methodisches Prinzip daher zwangsläufig ein. Erweitern wir zunächst die Beobachtung zur lyrischen Aneignungs- und Mitteilungsweise, indem wir das gesamte bisherige Schaffen unter diesen Blickwinkel zu nehmen versuchen.

Auch jene Gedichte aus den endfünfziger, den ersten sechziger Jahren, die in den ersten Band *Nachmittag eines Liebespaares* (1963) aufgenommen wurden, fixieren eine Rede, die unmittelbar erfahren läßt, in welcher Situation, unter dem Eindruck welcher Geschehnisse das lyrische Subjekt sich mitteilt –, die im „Abendblatt“-Text beobachtete Sprechweise ist schon zu erkennen. Das lyrische Subjekt stellt sich meist als erlebenden Menschen in Begegnungen mit der landschaftlichen Natur, mit der Stadt und ihren Stätten, mit der Geliebten, den Freunden vor, sieht sich selbst als Gestalt in der „Szenerie“. Es wird der Anschein erweckt, als geschähe der Bericht in dem Moment, da sich der Sprechende in der ihm Erlebnis bedeutenden und Erfahrung bewußt machenden Gelegenheit befindet. Die präsentische Wiedergabe der Vorgänge und der subjektiven Reflexe überwiegt in diesen Versen. Dem Leser oder Zuhörer bleibt durch solche Kundgabe die

Betroffenheit der lyrischen Gestalt „nachprüfbar“, wird die Bekanntschaft (Übereinstimmung oder Auseinandersetzung) mit ihr erleichtert. Anblick und Berührung, Geräusche und Düfte: vornehmlich über die im Text registrierten sinnlichen Wahrnehmungen erarbeitet sie sich, ob allein unterwegs oder mit der Geliebten beim Spaziergang am Fluß, ob hoch über der Stadt lagernd, in Erwartung des Wiedersehens oder im nächtlichen Bahnhofsmilieu, nach Abfahrt und Trennung, die sie damals betreffenden, erworbenen oder erstrebten Inhalte und Fragen ihres Lebens. Sich ihrer zu vergewissern und sie als wesentliche Werte des menschlichen Daseins anderen zu vermitteln, darin sind Motivation wie Konzeption des lyrischen Sprechens, ist das Grundmuster der frühen Gedichte zu sehen. In der Entstehungsphase des ersten Bandes orientierte am Leipziger Literaturinstitut *Johannes R. Becher* ein Lehrer die schriftstellerischen Anfänge auf ein Verständnis des Gedichts, das „die Qualität des Lyrischen [...] unmittelbar spürbar“ findet „im Grad der Spannung, der wir [im Gedicht – d. Verf.] ausgesetzt werden. Die Spannung, wird erreicht durch die radikale Erhebung jedes Besonderen ins Allgemeine. Es ist dies die spezifisch lyrische Verhaltensweise in der Welt. Das Subjekt ist von einem besonderen Gegenstand derart ergriffen, als wäre er alles. Der subjektiven Ergriffenheit wird unmittelbar Sprache verliehen, unaufschiebbar.“ [(10) Georg Maurer: „Welt in der Lyrik“. In: Georg Maurer: *Essay 1*. Halle 1968, S. 36] Georg Maurer, der lehrende Dichter, dessen kunsttheoretische und poetologische Auffassungen aus der lebenslangen eigenen künstlerischen Produktion erwachsen waren, vermochte über seine eigenartige Autorität offensichtlich vor allem ein Talent zu formieren, wie es damalige Texte Heinz Czechowskis erkennen ließen.

Auch in dem 1967, nur zwei Jahre nach der ersten Publikation vorgelegten Gedichtband *Wasserfahrt* strukturiert sich die lyrische Mitteilung in der Tendenz über die unmittelbar annotierte oder indirekt über Titel, über inhaltliche Faktoren erschließbare punktuell-situative Veranlassung, über die anschauende Gestalt und einen daran gebundenen Redegestus. Entweder signalisieren Titel wie „Ode auf eine Motorradfahrt“, „Flug“, „Betrachtung einer Stadt“, „Auf eine im Feuer versunkene Stadt“, „Blick durch die Gärten: Novemberschnee“, „Gewitter über Berlin“, „Wasserfahrt“, „Reisen“ solches Anschauen, oder es wird über den im Text erwähnten Standort erschließbar:

PAPPELN

*Gespinst aus Rauch,
Das sich niedersenkt
Auf die Ebene [...]
Ich nehme mit mir
Im Rollen der Räder,
Donnernd über Beton,
[...] den*

Anblick von Pappeln: [...] [(11) Heinz Czechowski: *Wasserfahrt*. Halle 1967, S. 18]

Im Gedicht „Rilski Monostir“ lesen wir:

*Terrassen des Lichts
Über grünenden Ebenen, Flußtälern, weit,
Bis ein Dörfchen
Den Blick uns verstellt [...]* [(12) Ebd., S. 23]

Aber der Eindruck formuliert sich in den Gedichten dieses Bandes nicht mehr im „unbedacht“ notierten Bild. Das Assoziieren, Erwägen, Vergleichen, Werten – die vorgeführte bedenkende Bearbeitung des Gesehenen bricht die Oberfläche der Erscheinungen auf. Die Mitteilung zielt nicht mehr auf das in der ‚Nachzeichnung‘ der Phänomene gleichsam ihnen nur an-zu-sehende Wesentliche: Jetzt sind die Aktion ihrer Befragung, die

Suche nach ihrer Bedeutung Material und Botschaft der lyrischen Rede ineins.

Während im ersten Band meist metrisch regelmäßig gebundene Verse den impulsiven Ausdruck im Dienste der Deutung disziplinieren sollten und der oft demonstrierenden, ja aufklärerischen Geste der lyrischen Gestalt entsprachen, erlauben nun unregelmäßige Strophen, der freirhythmische Vers der lyrischen Rede ungehindert Bewegung und Ausmaß.

In dieser ästhetischen Bemühung um die eigenständige Durchdringung von Anschauung und Abstraktion, von Kennzeichnung der Phänomene und deren Deutung wirkte sich, neben dem Schaffen Peter Huchels, die sowohl im Vers thematisierte als auch im Essay oder gesprächsweise immer wieder offenbarte Affinität zu Friedrich Hölderlins Dichtung folgenreich aus. Im Zusammenhang mit seiner Sicht des „hohen Stils“ in den Gedichten Erich Arendts bestätigte der Autor diesen Traditionsbezug:

Es mag merkwürdig anmuten, aber den Einstieg zu Hölderlin möchte ich über ein anderes, abwegig erscheinendes Gedicht vollziehen, über Brechts großen Text „An die Nachgeborenen“. Er hat für mich den ‚modernern‘ Hölderlin-Ton. Ich nenne diese Dichtung Brechts, weil sich in mir etwas erschloß von dem, was ich für Hölderlin kenntlich machen möchte: Es gab ja auch eine Faszination, die von Klopstocks Oden rührte, und die für Braun und mich und auch für andere gegeben war. Aber Klopstock, zu dem sich Hölderlin eindeutig bekannte, hat einen hohen, einen, abstrakten Ton; seine Oden sind, wenn man verkürzt sagen sollte, moralisierend, während Hölderlin die Form seines Ausdrucks auf sein Maß gebracht hat, auf das Individuum Hölderlin, und damit den lyrischen Ausdruck individualisierte. Und hier liegt die Quelle dessen, warum uns Hölderlin heute näher ist. Hinzu kommt das, was wir heute Engagement nennen, das Klopstock sicher auch hat, aber bei ihm bleibt es so hoch getrieben, daß es fast unglaublich für die subjektive, die lyrische Mitteilung wird. Hölderlin dagegen hat sich [...] über den von ihm entwickelten Sprach- und Sprechmodus die Möglichkeit geschaffen, das Gedicht mit all den von ihm gleich weit gespannten überpersönlichen Belangen und Dimensionen in die individuell wahrhaftige, bei aller Repräsentanz wahrhaftig bleibende Äußerung hinauszuführen. [(13) Christel und Walfried Hartinger : (s. Nachweis 1), S. 126f.]

Daß in die Prosa Heinz Czechowskis auch Gedichte eingefügt (so in *Von Paris nach Montmartre*), [(14) Heinz Czechowski: *Von Paris nach Montmartre*, Halle/Leipzig 1981] für die Prosa-Sammlung (*Herr Neithardt geht durch die Stadt*) ebenso ursprünglich als (epische) Gedichte notierte Texte beachtet werden („Gedenkblatt für U. G.“), [(15) Heinz Czechowski: *Herr Neithardt geht durch die Stadt*. Halle/Leipzig 1983, S. 138] daß eine zunächst im Essayband [(16) Heinz Czechowski: *Spruch und Widerspruch*. Halle 1974] eingeordnete Arbeit („Und eine Stimme springt von den Hügeln“) [(17) Heinz Czechowski, (s. Nachweis 15), S. 96ff.] in die Prosapublikation hinübergenommen, in den essayistischen Studien vornehmlich über Lyrik befunden wird und sich in all diesen Veröffentlichungen gleiche oder verwandte Gegenstände begegnen –, dies verweist hinlänglich auf die einheitliche künstlerische Subjektivität. Darüber hinaus aber kann festgestellt werden, daß in allen Texten die Person des Autors anwesend ist und Czechowskis Interesse von jener einheitlichen künstlerischen Konfession aus arbeitet. Wird in den Essays die Aufmerksamkeit vor allem jenen Autoren zugewandt, die den behandelten Stoff als historischen Raum begreifen (z.B. Wulf Kirsten), die bestätigen, „daß sich im begriffenen geschichtlichen Augenblick die ganze Menschheitsgeschichte besser begreifen läßt und nun je fruchtbarer für uns wird, je mehr wir die Gegenwart erkennen mit ihren unauswechselbaren Problemen“ [(18) Heinz Czechowski, (s. Nachweis 16), S. 65] oder die einen Stil ausprägen, der „zeitlich und räumlich Entlegenes, subjektive Empfindung und Anschauung zusammen(bringt)“, [(19) Ebd., S. 20] so springt auch in den Prosastücken die vorrangige Beschäftigung des Autors mit historisch-kulturhistorischen Gegenständen sofort ins Auge: den „Landschaften und Porträts“ zu Dresden und Halle sind „Notizen zu Weimar“, zu „Radebeul, Oberlößnitz“, zu „Herrenhut“ oder „Rimsingen“ zugeordnet; neben Mathis Neithardt, den wir unter Matthias Grünewald kennen, wird die Dresdner Malerin

Gussy Hippold charakterisiert; wir finden Studien zu „Mendel und Bruckner“, zur Begegnung mit Claire Goll in Paris...

Ist das „Verfahren des poetischen Geistes“ identisch, die Stoffwahl gleichsam aus einem Griff, so müssen dennoch Differenzierungen zwischen epischer und essayistischer Aneignung einerseits und lyrischer andererseits bemerkt werden. Die Kritik hat darauf hingewiesen, daß der Widerspruch zwischen der Sensibilität sichtbaren Zeugnissen der Geschichte gegenüber und der großen Empfindlichkeit für den Alltag „eines von Czechowskis stärksten Motiven (ist), zu dessen Entfaltung der Weg durch die Prosa nötig war.“

[(20) Günter Hartung: „Czechowskis Prosa“. In: *DDR-Literatur im Gespräch*. Berlin/Weimar 1984, S. 119]

Kann dieses Argument auch nicht von der Hand gewiesen werden, so begründet sich der Gattungswechsel doch eher zwingend dadurch, daß der Autor zur Ergänzung der lyrischen Versuche geradezu die Prosa dann braucht, wenn die Fülle und Disparatheit der authentischen Fakten und Gefühlsanstöße der Anstrengung des Materials bedarf, wenn der naheliegende Stoff durch geistige Anstrengung auf *Distanz* gebracht und ins Kontinuum der Individual- wie Menschheitsgeschichte gestellt werden muß. Für die Wandlung von „Erlebtem zu Gedachtem“ [(21) Annemarie Auer: *Die kritischen Wälder*. Halle 1974, S. 148] – von Dresdner Kindheitseindrücken, autobiographischen Wegstationen, Künstlerbegegnungen, Landschafts- wie Reiseimpressionen zu geistiger Durchschau und philosophischer, kultursoziologischer Bilanzierung – eignet sich deshalb vorzüglich der Essay, da in ihm gegenwärtige und vergangene Existenz der Persönlichkeit, Vorgeschichte, Gegenwart und perspektivische Vorstellung über den diskursiv sich bewegenden Intellekt verschmelzbar sind: viele Prosastücke Heinz Czechowskis lesen sich daher auch eher als Essay denn als Erzählungen oder Reise-Bücher.

Im folgenden sei akzentuiert beobachtet, durch welche Weiterung wie Vertiefung der inhaltlich-ideellen Substanz sich die im Lyrikband *Wasserfahrt* deutlich gewordene modifizierte Handhabung seiner durchgängig verwandten Methode einstellte. Darin bleibt eine eingreifende Veränderung anzunehmen, die seit Mitte der sechziger Jahre bis in die gegenwärtige Arbeit offensichtlich produktiv und tragfähig geblieben ist.

Die in den Schlußversen des Gedichts „Abendblatt“ indirekt zitierte Metapher vom „Schlaf der Welt“ drängt uns, das „wir“, in dessen Namen die lyrische Gestalt um ein „schreckliches Erwachen“ fürchtet, nicht nur als Verbundenheit mit dem Freund zu verstehen –, der Mensch, die Menschen, Menschheit und Welt sind inbegriffen. Die Besorgnis umfaßt nicht allein jene Stadt Halle, kulturelles Gut im besonderen, sie umfaßt unsere Kultur überhaupt als geschichtlich gewachsene Art und Weise der Menschen, ihrer Natur gemäß zu leben. Darüber im Gedicht zu sprechen, gehörte und gehört zum Programm des Dichters Heinz Czechowski. Unüberhörbar seit Ende des Zweiten Weltkrieges, besonders eindringlich in unserem Jahrzehnt, mußte sich jene jahrhundertealte Beunruhigung, die in den Künsten über die Diskrepanz zwischen jeweils realen Zuständen und dem für menschliches Leben erforderlichen Maß humaner Qualität bekundet wird, zu solcher Spannweite ausdehnen – zur Sorge um die *Existenz* der *Gattung*. Daß solche Sorge eigentlich aller in unserem Land publik gemachter Literatur allgemeinste, selbstverständlich gesetzte humanistische Verantwortlichkeit ist, hebt dennoch das charakteristische Moment, das für die Dichtung Heinz Czechowskis zu bemerken ist, nicht auf.

Was in diesem Zusammenhang anzunehmen ist, wenn die Geburtsstadt des Autors, die ihn als jungen Menschen umgebende Realität bedacht wird, bestätigen im Prosa-Band *Herr Neithardt geht durch die Stadt* Rückblicke auf biographische und psychologische Momente der Kindheit: Dresdens reicher Glanz, durch Kunstschöpfungen und natürliche Lage gegeben, und Dresdens furchtbare Zerstörung haben den am dörflichen Stadtrand, in wenig bemittelter Familie Aufwachsenden eine schwerwiegende, zwiespältige Erfahrung machen lassen, haben gleichsam eine doppelte Norm aufgestellt. Zeugnisse konstruktiver Fähigkeiten wurden von barbarischer Zerstörung verheert; beides vermag der Mensch. Nach dem Inferno des 13. Februar 1945 mußten sich Furcht und Unruhe festlagern, die alle Entwicklung des jungen

Augenzeugen dimensionierten:

Ich hätte ja ebenso gut in einer anderen Stadt geboren sein können, aber ich bin es nun einmal in dieser. Wenn gemeinhin von so etwas wie Schicksal geredet wird: hier überschneiden sich eben, wie an Kreuzungspunkten, Möglichkeiten und Unmöglichkeiten zum Leben [...]. Das ist eine Grunderfahrung, auf die ich leider nicht verzichten kann. Dieses Zusammentreffen von geschichtlich determinierten Ereignissen öffnete einem die Augen, wenn man sehen wollte [...]. Von dort aus laufen alle Fäden, öffnen sich alle Perspektiven, in welche Richtung ich immer blicke. Es ist das eigentliche Maß, mit dem ich messe. [(22) Christel und Walfried Hartinger, (s. Nachweis 1), S. 117f.]

Der werkgenetische Faden, der von dem späteren „Abendblatt“-Gedicht zurückverfolgt werden kann bis zu den ersten lyrischen Texten aus den endfünfziger, beginnenden sechziger Jahren, legt sich nur scheinbar nicht offen dar. Die literaturgeschichtlich oft festgeschriebene Ansicht, daß die kurz vor oder in der Kriegszeit geborene Generation von Faschismus und Völkermord nicht mehr belastet sei, ist sicher berechtigt insofern, als sie die Söhne und Töchter jener Väter und Mütter waren, die den Krieg, die faschistische Diktatur mitverursacht oder sich nicht dagegen gewehrt hatten. Wenn auch derart nicht am „Dritten Reich“, an seinen inneren und äußeren Feldzügen beteiligt, so waren die Jungen aber in den Jahren ihrer wesentlichen Prägung noch unmittelbar davon betroffen, waren jene ungeheuerlichen Vorgänge gleichsam das Negativmaß für die Erwartungen und Wertsetzungen ihres Lebens. Die Beunruhigung darüber, was Kriege und die sie hervorbringenden Verhältnisse den Menschen an Potenzen und Mitteln zum Menschsein rauben und zerstören können, ließ diese Generation in den kommenden Jahren so bereitwillig und bedürftig die Angebote zur Humanisierung aufgreifen, die ihr die gesellschaftliche Umwälzung entgegenbrachte. Auch der erste Gedichtband Heinz Czechowskis dokumentiert zum einen, daß diese Jungen Haltungen und Vorstellungen jener Angehörigen der mittleren, älteren Generation teilte, die in der erst begonnenen Umgestaltung alle in ihr allmählich und im widerspruchsvollen Prozeß zu realisierenden humanen Möglichkeiten schon verwirklicht sahen und diese in literarischen Zeugnissen der fünfziger Jahre als helle, konfliktfreie Gegenwart präsentierten. Auch in Czechowskis Gedichten ist eine Lebens- und Handlungswelt entworfen, in der die Menschen das erfahren und tun können, was ihnen gemäß und nützlich ist; das lyrische Subjekt sieht – ohne kritische oder skeptische Distanz – ein Land, in dem Fabriken und Werke, Schornsteine mit ihren Rauchfahnen (!), Kanäle, Brücken und Gerüste, Neubauhäuserzeilen einem einheitlich gesinnten Volk bereitstehen, sich eine bessere Zukunft zu produzieren. Diese industriell bestimmte Stadtlandschaft wird in seinen Versen nahtlos hinübergeführt in ein meist sommerlich gezeichnetes Fluß-, Wiesen- und Hügelpanorama:

Laßt uns den Sommer feiern!

Die Ströme durchqueren!

In Flugzeugen fliegen!

Nie,

Selbst in den Jahren blutigen Krieges,

stand so in den Augen eines Jahrhunderts der Glanz

Der Sehnsucht nach Frieden: Endlich

umfassen die Völker die Erde und es ist ein Gesetz,

das sich durch sie erfüllt, daß nie die Kühle Berechnung

die Erde mit ihrer Schönheit zersprengt

*in Atome glühenden Staubs. [(23) Heinz Czechowski: *Nachmittag eines Liebespaares*. Halle 1963, S. 71]*

In geradezu vorsätzlich beruhigter Gewißheit eines sich heimatlich fest verwurzelt fühlenden lyrischen Subjekts, das seinen Lebensplan im internationalen Fortschritt fundiert weiß, manifestiert sich jene

charakteristische ideologisch-psychologische Verfassung der jungen Generation um 1960.

Zum anderen aber – und dies brachte die literarischen Wortmeldungen Heinz Czechowskis, Volker Brauns, Sarah Kirschs, Rainer Kirschs, Karl Mickels und anderer zu Anfang der sechziger Jahre in Widerspruch zu jenen „linearen“ Texten der fünfziger Jahre – verlautbaren die ersten Bände dieser Gruppe eine neuartige, „junge“ Reizbarkeit gegenüber allen Faktoren, die ihrer Erfahrung nach *ihre* Gesellschaft, „dieses bessere Land“ (Heinz Czechowskis programmatische Formulierung) [(24) Heinz Czechowski, (s. Nachweis 11), S. 97ff.] daran hinderten, die erhoffte humanere, von der alten Zeit deutlich unterschiedene zu sein. Jene früh erfahrene Beunruhigung, zunächst oft überlagert, bricht zu einem Zeitpunkt in einer dialektischen Sicht der sozialistischen Veränderung auf, da diese Generation selbst eigenverantwortlich in der neuen Ordnung mitwirkt. Und Dialektik war eine wichtige Lektion ihrer Ausbildung gewesen.

[...]

*Die mich befragen nach meinen Gesichtern
künftiger Zeiten, nach Liebe, nach Leid,
ihnen sag ich: In meinen Gedichten
gibt's neben Helle noch Dunkelheit*

heißt es in Czechowskis Gedicht „Einst“. [(25) Heinz Czechowski, (s. Nachweis 23), S. 40] Daher ist von einer problematischen Freundschaft zu hören („Von der zerbrochenen Freundschaft“), an deren Bruch der Schuldige nicht eindeutig angezeigt werden kann, werden soll; unterwegs im feriensommerlichen Nachbarland („Theresienstadt“), fühlt die lyrische Gestalt schmerzhaft die Schuld der eigenen Nation; für die ästhetische Arbeit („Vers ohne Lösung“) haben sich Irritationen eingestellt, die ausgesprochen werden:

*Es sitzt mein Freund am Rande eines kleinen Weihers,
betrachtet still die Wolke, die darinnen schwimmt,
die Möglichkeit erwägend eines kleinen Verses,
der überein mit dieser Wolke, diesem Weiher
und mit dem großen Aufbruch vieler Völker stimmt.* [(26) Ebd., S. 8]

Solche Verse signalisieren, von heute aus gesehen, wiederum eine Tendenz im Gedichtschreiben dieser Autorengruppe, die nicht nur kurzfristig von der „Lyrikwelle“ um 1961 (bis etwa 1964) in die damals breite öffentliche Wahrnehmung gehoben worden war; sie prägte sich vor allem in ihren folgenden weiteren Lyrikbänden aus. Unterwegs sein, Ausfahrt, Reisen ist die, geradezu motivisch zu fassende, Konstellation, in der wir die lyrischen Gestalten oftmals antreffen. Texte oder Bände mit Titeln wie *Wasserfahrt* (Heinz Czechowski), *Landaufenthalt* (Sarah Kirsch), [(27) Sarah Kirsch: *Landaufenthalt*. Berlin 1967] „Marktgang“ (Rainer Kirsch), [(28) Rainer Kirsch: „Marktgang 1964“. In: Sarah und Rainer Kirsch: *Gespräch mit dem Saurier*. Berlin 1965, S. 71ff.] „Landgang“ (Volker Braun), [(29) Volker Braun: „Landgang“. In: V. B.: *Wir und nicht sie*. Halle 1970, S. 45] so verstanden auch *Vita nova mea* (Karl Mickel), [(30) Karl Mickel: *Vita nova mea, Mein neues Leben*. Berlin/Weimar 1966] lassen an Reisetagebücher, an Reports denken, in denen, über den heimatlichen Umkreis hinaus, das ganze Land, Kontinent und Erdball in ihrer Mannigfaltigkeit erkundet werden. Auch Heinz Czechowskis Gedichte melden das Erlebnis des Balkan und des Fluges über die europäisch-asiatische Grenze, das der Stadt M. (München) und der Stadt Moskau. Nicht Schaulust, Fernweh, touristische Neugier schlechthin sollen gestillt werden: Fahren ist Erfahren, Greifen ist Begreifen; beide Begriffe, von den lyrischen Gestalten wiederholt verwendet, tragen den gleichen Doppelsinn in sich.

In den Landschaften, geworden durch die Siedlungsformen des Menschen, dessen Bedürfnis und Plan in die natürliche Beschaffenheit eingriffen, recherchiert die Lyrik Heinz Czechowskis nach der Gegenwart in ihrer Geschichte. Die lyrische Gestalt markiert kenntnisreich und scharfsichtig in den historischen „Ablagerungen“

jene gewesenen Ereignisse, die heutige Lebensweise erklären oder ihr widersprechen, sie infragestellen oder bestätigen. Der den Anblick fassende Ausdruck verfolgt in diesen Texten eine nun weitergehende Absicht: durch ihn hindurch wird „gelotet“, Information über alte Tatsachen stellt die neuen in schärferes Licht. Der Text protokolliert nicht faktisches Wissen, sondern die hartnäckige Suche nach geschichtlich begründeter Wertung, gegenwärtiger Vorgänge und Vorstellungen, deren geschichtlicher Vergewisserung. Idyllen und Idyllik vielerlei Art werden da zerstört. Der Band *Wasserfahrt* eröffnet in dieser Hinsicht eine Komponente im Schaffen Heinz Czechowskis, die über die Publikationen *Schafe und Sterne, Was mich betrifft* (1982) und die Prosadichtung bis heute zu verfolgen ist. Die Gedichte, in denen zunächst die Faszination der lyrischen Gestalt von anderer, exotischer Welt bekannt wird, bekennen zugleich diese Intention; in „Sagora“ und „Regen im Hotel“ z.B. wird der idyllische Schleier von dieser südlichen, paradiesisch erscheinenden Landschaft gerissen: vor Zeiten wirkte auch in ihr schon eine sozial zerklüftete Gesellschaft:

Eher gibt Wasser der Stein,

Eh wir von Träumen leicht

Einziehen wieder ins heitre Gefild

Antikischer Lust.

Sklave wärst du gewesen,

Hättest Steine geschichtet [...] [(31) Heinz Czechowski: „Sagora“. In: H. C. (s. Nachweis 11), S. 24f.]

und auch heute ist es

[...] immer der Schweiß,

Der die Felder gedüngt hat am Morgen, nicht

Die Poesie. Und die Frauen in den Rhodopen,

Die sich nicht immer verschleiern dem Fremden: sie buchstabieren am Abend

Mühsam das Alphabet. Und der Alte,

Der seinen Abend verdämmert vor der verfallenen Hütte:

Es waren seine Enkel, die kämpften in den romantischen Bergen,

Und es war ihr Blut, das sich mischte

Mit dem Wasser des Bergbachs. [(32) Heinz Czechowski: „Regen im Hotel“. In: H. C. (s. Nachweis 11), S. 21]

Und auch für „zu Hause“, das Land, „mir schon nah: / Oder und Elbe, die Häuser, / Die nicht für den Wind sind, / Und nicht für die Brände Des kommenden Kriegs...“, [(33) Heinz Czechowski: „Brief“. In: H. C. (s. Nachweis 11), S. 97ff.] wird gefragt, ob die gegebenen und erreichten Umstände dem nötigen menschlichen Maß wirklich schon entsprechen:

Über der Ebene vor meinem Fenster:

[...] Himmel, du meines Lands,

Asche, du, seiner Toten,

Über und unter der Erde,

Auf der das Haus steht.

Wohin mich der Fuß trägt.

Seh ich die mahnenden Zeichen

In meiner Stadt.

Und die geebneten Wiesen: grün

Unter den giftigen Farben des Himmels,

Täuschen mich nicht.

Und nicht die Glocken

*In dieser Stunde des Abends,
In der mein Sohn spielt vorm Fenster
In einem Hauch von Asche*

Und Schwermut über der Ebne [...] [(34) Heinz Czechowski: „Ebene vor meinem Fenster“. In: H. C. (s. Nachweis 11), S. 47]

Ein Zeichen unter anderen für die beunruhigtere Sicht: Während die Rauchfahne der Schlotte im ersten Band dem lyrischen Sprecher die Zukunftsträchtigkeit des überschauten Landes anzeigten, wird er jetzt an der gelblichen, verrauchten Farbe des Himmels, am vergifteten Wasser der Flüsse zunehmender Beeinträchtigung des Lebens gewahr. Es wird gefragt, ob das eigene Lebensgefühl wirklich schon so unbeschwert, so souverän sich erheben kann, wie die frühere Mitteilung es bekundete:

[...]

Manchmal,

Ich geb es zu,

Steht es nicht gut um mich:

Die Stadt sehe ich im Feuer, aber:

Die Zukunft kommt mir entgegen, sicher berechnet,

Doch die Zeit, der wir entronnen sind,

Weint. [(35) Heinz Czechowski: „Auf eine im Feuer versunkene Stadt“. In: H. C. (s. Nachweis 11), S. 34ff.]

Über den Jahrtausend-Rückblick werden heute „Frau und Kinder“ gesehen auf einem Spaziergang am „Sonntagnachmittag im März“; sie gehen nicht mehr auf der „Grasnarbe, in den Spuren der Karrengeleise. / Auf Asphalt gehen sie. / Keine Furt durchqueren sie. / Sie gehn / Über Brücken aus Stahl und Beton.“; aber am „Rande der Stadt“ ist nicht zu übersehen:

Wie die Natur sich auch müht

Weder Schilf noch Wildentenflug

Verbergen die Spuren

Unserer Schöpfung

Deren destruktive Wirkungen zu erkennen und zu beseitigen, hat erst begonnen: die Frau und die Kinder gehen „ganz klein / Am Anfang der Straße.“ [(36) Heinz Czechowski: „Sonntagnachmittag im März“. In: H. C. (s. Nachweis 11), S. 26 ff.]

Solcherart dialektische Erwägungen, Eingeständnisse und Korrekturen ziehen auch die eigene künstlerische Arbeit (die der vormals jungen Dichtergeneration) in die kritische Debatte:

Den Zorn, ihr Freunde, wenn das Unrecht tagt,

Teil ich mit euch. Und auch den Schmerz

Des Mißerfolgs. Die Nacht, die ihre Flüge rüstet, ist

Kein Schattenspiel [...]

Die Zeit ist reif, und ich gesteh euch offen:

Der bin ich nicht, den ihr in mir

Erwartet habt. Es gab in kurzen Jahren viele Zeichen,

Und wer sie sehen wollte, hat gesehn.

Wozu an tote Jahre noch Gedächtnis wenden?

Wozu der Liebe folgen, die vergangen ist?

Ich seh bei manchem eine Ader steil geschwollen.

*Noch wirkt die Droge: Rosenfingerzahn
Und blaues Traumgetier. Der Wind,
Der Kopilot, bespringt nichts mehr (wagt er jetzt echte Flüge?).
O Dichterlesungen und Zornesschwüre!
Vergänglich ist die Zeit, die Dichter braucht.
Ich sehe eine Zeit mit Liebe, Wein,
Die Zeit Gerechtigkeit und Brot, in der kein Vers
Vergeblich klingt. Nur denen, die mit ihren Flügeln
Zu tief ansetzen, kann
Der Waldrand zum Verhängnis werden.
Dem aber ist der Absturz sicher aus der Höhe
Der oben fliegt. Und stürzt er, fällt er tief.
Doch hat er, was wir nennen: Welt, gesehen. [(37) Heinz Czechowski: „Die Freunde“. In: H. C. (s. Nachweis
11), S. 76 ff.]*

Gewißheiten werden verabschiedet; Zweifel, Widerrede und Widerruf, der sich widerruft, „verunsichern“ in den Dichtungen seit den späten sechziger Jahren die Nachricht. In Texten wie „Wasserstück“, „Eigentlich“, „Dunkelheit oder die wirklichen Dinge“ und „Widerruf“ gerät allerdings die angestrengt-eifrige Reflexion in eine theoretisch-abstrakte Suche gleichsam nach *dem* Gesetz, nach *der* Struktur aller natürlichen und menschlichen Existenz, in denen Fortdauerndes im Veränderten – als unnötiger Ballast oder als unverzichtbare Substanz – begründet liegt: Jene im idealischen Aufschwung der Jugendphase überstiegene Beunruhigung, die nun ausgesprochen wird, und die erworbene Erfahrung setzen „Klippen“ in den allzu glatt fließenden „Strom“ der Welt-Anschauung, Differenzierung und Dialektik bringen ihn in Bewegung. Die humane Qualität der Menschen-Verhältnisse ist keine feststehende Relation, sie ist immer in bestimmter Hinsicht nur erreicht und bleibt daher fragwürdig – sie war und ist immer ersehnt. Für sie ist Gewinn zu erkämpfen und zu verteidigen, Verlust zu verhindern und zu beklagen. Die Gefährdungen sind andauernd, sie aber motivieren zur Anstrengung um Perspektive:

ALTKADITZ

*Hangab
Von der Wilsdruffer Seite,
Die weiße Betonbahn
Hinunter:
Dem Flugbild der Stare entgegen,
Dem sich selbst Webenden Netz
Des Oktober,
Das über den Fluß kommt,
Sich kreuzend
Mit dem Gebrüll der Kühe,
Wie Glaube und Kindheit.*

*Landschaft:
Nachricht aus Büchern,
Legenden,
Anmerkungen,
Durchwoben
Mit dem Geruch des Selleriekrautes*

*Und dem Moos des Vergessens,
Das auf dem Friedhof
Die Kreuze bewächst.*

*Hier,
Am Rande der Stadt,
Sprechen wir uns zurück
In die Brände
Und in die Zeit,
Die uns aus Angst
Hinüber lanciert hat
Ins neue Jahrtausend,*

*Das zu benennen
Nicht müde wir werden,
Jeder auf seine*

Eigene Weise. [(38) Heinz Czechowski: „Alt-Kaditz“. In: H. C.: *Schafe und Sterne*. Halle 1974, S. 33f.]

Das literarische Schaffen aus solcherart empirisch und philosophisch überprüfter Intention wurde in den siebziger Jahren – und Heinz Czechowskis Dichtung dokumentiert dies hinreichend – durch den gesamtgesellschaftlichen Prozeß kritischer Selbstbestimmung bestätigt und herausgefordert. Die dabei geleistete geschichtsphilosophische Durchsicht war nötig, um die in der sozialen Sicherheit wurzelnde Auffächerung und deutlicher hervorgetretene Individualisierung der Lebensvorgänge im realen Sozialismus, die Kompliziertheit und Langdauer der weltgeschichtlichen Übergangsepoche zu verstehen. Trotz der erfahrenen gesellschaftlichen Veränderungen im Sozialismus drängte die globale Atomaufrüstung der imperialistischen Mächte die Besorgnis nun auch in planetarische Dimensionen.

All das aber sprengte in unserer Literatur – und sie bezeugte dies oftmals vor anderen Formen des gesellschaftlichen Bewußtseins – jene Sicht der Gesellschaft und der Gegenwart auf, die allein deren epochales Unterschiedensein von der alten Ordnung betonte. Der weiter zurück- und schärfer voraussehende Blick rückte den vielfach aufgespürten zähen Zusammenhang des heutigen Lebens mit der bisherigen Gattungsgeschichte des Menschen in den Blickpunkt. In den Texten Heinz Czechowskis reflektierte sich, dieser ideologische Prozeß unmittelbar im Profil der lyrischen Gestalt. Blickwinkel und Gestus ihrer Betroffenheit forcieren Fragen nach den unverträglichen Faktoren unserer Lebensweise und Lebensansicht. Unterwegs „In den schmalen Seitentälern der Saale“ wird sie gewahr:

[...]

*Die Natur nämlich,
Aus der der Mensch kommt,
Ist voller Merkwürdigkeiten.
Etwas Zerschneidendes, Quälendes
Läßt mich nicht los: auch hier
Ist mein Bewußtsein
Tief in der Geschichte:
Ich schließe die Augen und bin in Paris. Sechs Uhr früh.
Und die Bistros der Rue des Martyrs an der Gare du Nord
Sind schon geöffnet. Ein Flic
Ordnet die ankommenden Taxis. Notre Dame
Steht vor einem Himmel*

Wie vergossener Apricot Brandy [...]

Was wollte ich sagen? – Ach, alle Orte der Welt

Eint unser Bewußtsein: Ich lag

In einem Hotelbett in Moskau, Schnee fiel

Vor dem Fenster, es war dieser Herbst, weißt du, wo mir das Leben

So unerträglich schien und du

Mit einem anderen schließt.

Ungeschminkt

Ist die Wahrheit kaum zu ertragen:

Eine perspektivlose Welt,

In der der Tod auf und ab geht

Und auf dem Bahnsteig eine alte Frau mit umwickelten Beinen

Den Abfall der Nacht zusammenfegt, während wir

Von Belanglosem reden, die Fischerboote

Mit tuckerndem Motor der Nebel verschluckt

Und die Juden von Riga

Das Kol nidre anstimmen und irgendwo eine Bachplatte kreist

Mit dem Text: Ich habe genug.

Viele Rätsel der Welt werden gelöst.

Danton, auf seinem Denkmal,

Schreit noch immer

Sein ‚Kühnheit, nichts als Kühnheit‘,

Das Lenin gefiel. Nur diese Gleichzeitigkeit

Allen Leids, aller Freude

Findet in unserer Sprache

keinen Begriff. [(39) Heinz Czechowski: „In den schmalen Seitentälern der Saale“. In: H. C. (s. Nachweis 4), S. 38f.]

Die lyrische Gestalt kann nicht mehr versprechen, als sie in bestimmter Stunde angesichts unwiderlegbarer Beweise zu sehen meint:

[...]

Ringsum die Stadt

Sieht mit erblindeten Fenstern

Über die Mauern:

Gleichen die brüchigen Häuser

Mit ihren Mansarden nicht Särgen?

Gelebt und gestorben,

Gelebt und gefallen,

Gezeugt und wiedergezeugt: damit

Sich ein Sinn dieses Kreislaufs

Doch fände: Heute

Und in aller Zukunft, ein Abzählvers,

Beizeiten gelernt

Mit verbundenen Augen,

Und ein Tasten

Mit weit vorgestreckten Händen

Nirgendwo

Ist das Ziel, bis das Spiel

Aus ist. [(40) Heinz Czechowski: „Allerseelen“. In: H. C. (s. Nachweis 4), S. 60f.]

Sie übersieht dabei nicht, daß dieses Leben in den Details seiner Bedürfnisse und den dafür gegebenen Bedingungen, in seiner unabweisbaren Präsenz also, ernst genommen werden will:

COPPIPLATZ

Auch das ist zu berichten und wichtig:

Daß die Gesellschaft

Nicht aus dem Gleichgewicht falle

Und des Staates Keimzelle, die Familie,

Erhalten bleibe: Was Liebe? Die Kindlein

Stehn frierend am Sonntagnachmittag vorm Kino

Während Vater und Mutter,

Weil sonst nicht (Schichtarbeit)

Zeit ist. Oder, zum Beispiel, noch ich

Einer von Vielen, geh übern Coppiplatz, Ging. [(41) Heinz Czechowski: „Coppiplatz“. In: H. C. (s. Nachweis 4), S. 74]

Botschaft zu geben, die auf nur einer „Koordinate“ unserer Erfahrung festgelegt wurde, verweigert das künstlerische Subjekt in Heinz Czechowskis zuletzt publizierten Lyrik- und Prosabänden. Wissend und ratlos sein, gewiß des alles tragenden Kontinuums menschlicher Geschichte und doch haltlos unter dem Druck so vieler sich gegenseitig aufhebender Wahrnehmungen in der alltäglichen Existenz: dieses Sowohl – Als Auch, zwischen dem sich die Mitteilung einspannen muß, entspringt der es auslösenden Disparatheit und Gegensätzlichkeit aller Erscheinungen der Realität, deren unentwegte Entwicklung jedoch aus dieser Natur ihres Zusammenhangs hervorgetrieben wird. Der einzelne aber ist vom Zusammenprall der Erscheinungen konkret und punktuell im alltäglichen Dasein betroffen.

Kunst kann, da es ihre Aufgabe nicht ist, Realität als fixe objektive Sache zu definieren, über das Vorstellen anderer individueller Situationen, menschlicher Lagen in bestimmter Wirklichkeit ihre Empfehlung geben: das Zurechtfinden, Bestehen des Menschen in seinen spezifischen Umständen ist nicht von diesen allein determiniert, sondern auch davon, wie er – subjektiv – auf sie reagiert, sie erkennt, anerkennt und trägt. Er darf allgemeine, generell geltende Bilder und Urteile, Wunsch-Bilder und Vor-Urteile über Realität nicht ungeprüft übernehmen, muß sich bewußtmachen, daß er diese, wenn er auch ihr So-Sein annimmt, überleben kann. In einem großen Gedicht, „Realismo (für Hans Bachmann)“ sieht die lyrische Gestalt diese schwierige Tatsache, die subjektive Annahme des Wirklichen beziehungsweise die Ablehnung eines vom Subjekt nicht selbst erworbenen Wirklichkeitsverständnisses in phantastischer Überhöhung gemalt:

[...]

Blätternd

in Bildern großen Formats

Sahn wir das Wirkliche:

Gebändigt,

In Formen und Farben geordnet.

Wie aus den Träumen des Malers

Raste auf seiner FLUCHT IN DIE NACHT

Schräg in den Winden der Nackte

Über das Haus.

Was wir in uns tragen,

Was uns aus uns selbst

Mitunter hinaustreibt: hier

War's zu erfahren: d a s a n d e r e I c h,

Die Brücke, die uns nicht trägt,

Die bricht unterm Pinsel des Malers,

Der seine Träume wie Wirkliches malt [...] [(42) Heinz Czechowski: „Realismo (für Hans Bachmann)“. In : H. C. (s. Nachweis 4), S. 68 ff.]

In einem Gespräch bestätigte der Autor, daß solche Annahme der den einzelnen betreffenden Realität nicht „zum Gefühl der Bezugslosigkeit, der Ohnmacht, Deplaziertheit führen“ muß, sondern „Potenzierung“ ergeben kann, „verstanden als Aufnehmen von mehr Lebensinhalten, -fragwürdigkeiten und -bedingtheiten, als (es) den einzelnen im engeren persönlichen Umkreis betrifft, wie zugleich als Annehmen der Gegebenheit, daß man da ist, daß man leben, tun, sich beziehen kann. Potenzierung, so gesehen auch als Bescheidung, die aber Ankunft beim eigentlichen Menschen ist.“ Er betonte eine solche, den Menschen letztlich stützende Einstellung vor allem deshalb, „weil ja der Glaube, der religiöse, welcher auch immer, für diese von uns gemeinte Vermenschlichung nichts mehr tun kann. Es gibt daher eigentlich nur eine Rückwendung zu uns selber, dazu, daß wir also dort und damit etwas für uns selber tun müssen, wo die Dinge in uns noch ein Gefühl von uns auslösen können – ein Staubsauger kann mir keine Empfindung abnötigen, ein Auto auch nicht, sondern jene Dinge, die noch herüberreichen aus den geschichtlichen Räumen und so beitragen zur Haltung der Zuständigkeit, des Betroffenseins –, das ist es ja, was ich unter Vermenschlichung verstehen will. Das scheint mir ein Überwindungsprozeß, und deswegen vielleicht auch das sicher von euch als heikel empfundene Wort [...] von der ‚rückwärtsgewandten Hoffnungslosigkeit‘, die dann auch wieder (die nicht illusionäre Hoffnung aus Jenseitigkeiten, aus Versprochenem) zur irdischen Hoffnung werden kann, weil diese nur in uns und in den Dingen, die uns betreffen und bewegen, wohnen und von daher kommen kann.“ [(43) Christel und Walfried Hartinger: (s. Nachweis 1), S. 130]

Annahme der Realität auch als „Bescheidung“, als Annahme der Realitäten teilt die lyrische Gestalt des zuletzt publizierten Gedichtbandes rückhaltlos auch für Belange mit, an denen ihr Interesse, ihr Bedürfnis, ihre Sehnsucht besonders beteiligt sind – da ist Bescheidung Begrenzung, und sie wird als solche im elegischen Tonfall benannt:

Nichts, was ich bereue,

Isabell, Laurence und Christine,

Wir sangen die Marseillaise:

Allons enfants de la patrie.

[...]

Ich sehe euch fahren,

Isabell, Laurence und Christine,

Nach Lissabon, Paris und Stendal.

Allons enfants de la patrie.

Schönes Vaterland, das mich festhält

Mit seiner preußischen Kraft,

Mit Schnaps und Kartoffeln,

Fahnen und Transparenten.

*Mit seinem Stolz
Auf die selbstverständlichen kleinen Erfolge,
Meinen Magengeschwüren und den unzähligen Zigaretten,
Die ich willenlos rauche.
Allons enfants de la patrie.
Land, das mir zu kosten gab
Die bittere Süße der Fremde,
Und das mich zurückrief in seine Grenzen:*

*So, daß ich die Möglichkeiten der Welt,
Auvergne, Champagne, Spessart und Schwarzwald
Und die gewaltigen Elemente
Das Feuer des Himmels gesehen [...] [(44) Heinz Czechowski: „Testament“. In: H. C. (s. Nachweis 4), S. 55ff.]*

Diese Verzichtsmitteilung, erforderlich aus der Zugehörigkeit zu einem Land mit nationalgeschichtlichen Komplikationen, wird ästhetisch präzise formuliert; Ironie durchdringt das Elegische und trägt wissende Wertung dieser Konstellation in den Wunsch. Die lyrische Gestalt adressiert diese Ironie auch an sich selbst, da die Dinge, wie sie gegeben sind, dem historischen Blick nach so situiert sein und angenommen werden müssen. Darin vordergründig eine Invektive zu sehen, würde die Wahrhaftigkeit dieser Haltung unterschätzen.

Im ersten Gedicht des ersten Bandes *Nachmittag eines Liebespaares* berichtet der lyrische Sprecher von einem Freund, der „die Möglichkeit eines Verses erwägt“, in dem die gerade erlebte ruhige Mittags- oder Nachmittagsstunde, „dieser Weiher“, „diese Wolke“ mit dem „großen Aufbruch vieler Völker“ übereinstimmen können. Einen solchen Vers zu finden, ist offensichtlich schwierig, die Nachricht ist überschrieben mit „Vers ohne Lösung“. [(45) Heinz Czechowski, (s. Nachweis 23), S. 8] Die alltägliche, also die besondere Gelegenheit und die weltweiten, die allgemeinen Geschehnisse sollen in der poetischen Mitteilung zugleich erfassbar werden – das kleine Gedicht steht vor allen anderen, ein spruchartig formuliertes poetologisches Programm.

Von daher betrachtet, zeigt Heinz Czechowskis literarisches, insbesondere lyrisches Schaffen Eigenart und Entwicklung. Sie würden aber mißverstanden, wenn in der Werkgenese ein allmähliches Aufeinanderzuführen beider Pole so gesehen würde, daß diese einmal – an einem bestimmten Punkt – zur repräsentativen Deckung gebracht werden sollten. Die Dichtung dieses Schriftstellers entwickelt sich zu einer Welt-Anschauung und Welt-Mitteilung hin, in denen die den Menschen betreffende Realität – die der persönlichen Konstellation wie die des weltgeschichtlichen Kontextes – nicht in kleine oder große Welt zerordnet bleibt, sie wird als uneingeteilte und ungeteilte Wirklichkeit erfahren und ausgesprochen. Nicht die mechanistische Vorstellung, daß der Abstand zwischen Subjekt-Lage und Welt-Situation gewissermaßen quantitativ zu verringern sei, sondern die erworbene dialektische Ein-Sicht in die unauflöselichen Zusammenhänge von Alltäglichkeit und Weltgeschichtlichkeit in ein und derselben Wirklichkeit des Menschen brachte die „Auflösung“ des vormals gesehenen Problems. Gelegenheit birgt Geschichte, Geschichtliches realisiert sich im Gelegentlichen, Individualität birgt Gattung, Gattungsmäßiges verwirklicht sich im Individuellen: Heinz Czechowskis künstlerische Aneignungs- und Mitteilungsweise ist in besonderem Maße prädestiniert, in solcher Immanenz die „Auflösung“ zu gewinnen. Seine Dichtung war immer einem weitreichenden philosophischen Interesse verpflichtet, indem sie sich nicht abhob von der konkreten Lebenslage, der eigentümlichen Subjektivität. Geschichtsphilosophische Intention, Augenzeugenschaft der revolutionären Umgestaltung der alten Gesellschaft in den Anstrengungen um eine humane Kommunikation in unserem Lande, vielschichtige Kunststudien förderten eine konsequente ästhetische Ausprägung seiner

künstlerischen „Veranlagung“. Das lyrische Subjekt seiner Gedichte sucht deshalb nicht über die „Landschaft des Dörfchens Rieda“, [(46) Heinz Czechowski: „Weltbefragung“. In: H. C. (s. Nachweis 38), S. 64] über die „Allee zum Wermsdorfer Schloß“ [(47) Heinz Czechowski: „Dölau. Zechenhäuser“, In: H. C. (s. Nachweis 4), S. 8f.] oder eben über jene „Zuckerrübensteppe von Anhalt“ hinweg den sozialen und kulturellen Weltprozeß, sie sieht ihn in „Dölau“, an den „Zechenhäusern“, [(48) Ebd.] an der alten „Scheune“ [(49) Heinz Czechowski: „Die Scheune“. In: H. C. (s. Nachweis 4), S. 78f.] zu Wuischke oder eben an den „Silos“, den „Betonungeheuern / Ähnlich dem Mischfutterwerk, / Das die Aussicht auf Querfurt verstellt.“

Christel und Walfried Hartinger, aus *Literatur der Deutschen Demokratischen Republik. Einzeldarstellungen*, Verlag Volk und Wissen, 1987